

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

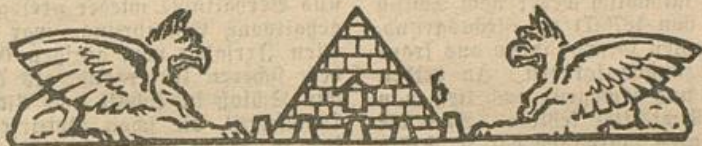
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

20.10.1929 (No. 42)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 42



20. Okt. 1929

Karl Preisendanz / Die Manessische Liederhandschrift

Um den Besitz zweier einzigartiger Handschriften kann sich die Heidelberger Universitäts-Bibliothek von jeder anderen Büchersammlung der Welt beneiden lassen. Beide Werke überliefern dichterische Schöpfungen der Weltliteratur in allein zuverlässiger, maßgebender Fassung und sind darum mit keinen materiellen Werken aufzuwiegen; sie bleiben im Fall einer Vernichtung unersetzbar. Da erscheint es umso wichtiger, daß sich die Ueberlieferungen der Anthologia Palatina, der griechischen Epigrammsammlung, und der Manessischen Liederhandschrift, des mittelhochdeutschen Minnesingerbuches, durch originalgetreue Nachbildungen für alle Zeiten gegen Verlust gesichert sind. Beide Reproduktionen hat die Graphische Anstalt Albert Frisch-Verlag mit kaum zu überbietender Kunst photographischer Technik besorgt, die griechische Anthologie im Auftrag der Leidener Firma Sijthoff, die deutsche für den Inselverlag in Leipzig.

In rascher Folge sind die einzelnen Tafelabschnitte der Manessischen Handschrift erschienen; ihre täuschende Nachahmung auch der letzten Feinheiten der Vorlage hat höchste Anerkennung und Bewunderung in Fach- wie Laienwelt ausgelöst. Jetzt, wo auch die orientierenden Einleitungen aus der Hand stoffkundiger Gelehrten vorliegen, läßt sich ein abschließendes Urteil über die Bedeutung des ganzen Unternehmens wie des Originals ermöglichen.

Klar und übersichtlich, wie alles, was er schreibt, hat Rudolf Sillis, Direktor der Universitäts-Bibliothek Heidelberg, die „Geschichte der Handschrift“ verfaßt, eine Arbeit, die in schön gestuften Aufbaue den Leser Schritt um Schritt mit den Umständen der Entstehung und den Begebnissen der Schicksale des „alten deutschen Liederbuches“ vertraut macht. Mannigfaltige Probleme werden angeknüpft und aufgerollt, doch nie so mit allem wissenschaftlichen Apparat disputiert, daß sie den Laien als übertriebene Ratgeberweisheiten anmuten. Jeder Freund der Literatur wird diesem klugen Führer mit Teilnahme, ja mit Spannung folgen und seine Kunst, Spreu vom Weizen zu scheiden, bewundern.

Nicht immer mag das ganz einfach gewesen sein. Denn es gibt da Fragen, über die schon Abhandlungen und Dissertationen in Menge geschrieben wurden, ohne daß sie eindeutige Lösung erzielt hätten.

Schon das viel erörterte und oft umstrittene Problem der Heimat dieses umfangreichen Sammelwerkes bietet Schwierigkeiten genug. Es hat seit dem Freiherrn v. Rabberg bis auf heute nicht an Forschern gefehlt, die Konstanz als Entstehungsort der Handschrift in Anspruch nahmen — zu Unrecht, wie R. Sillis Ausführungen zeigen: er schließt sich bekräftigend den gewichtigen Stimmen Bodmers, J. Grimms, Zangemeisters, v. Dechelhäusers u. a. an, die mit allen Gründen der Wahrscheinlichkeit Zürich als Ursprung der „Manessischen“ Handschrift postulieren.

So hat Joh. Jak. Bodmer in seinen „Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts“ (Zür, 1748) die Handschrift „mit zuvor nimmer gehörtem Namen“ als erster genannt; und der Name hat sich gehalten.

Er bezieht sich auf das Züricher Rittergeschlecht der Manessen, und im besonderen auf eine der bedeutendsten Persönlichkeiten

dieser Familie, Rüdiger II., der 1252 urkundlich zuerst erscheint und 1204 starb. Um ihn scharte sich ein für Dicht- und Singkunst begeisterter Kreis, in den u. a. Heinrich v. Klingenberg, Bischof von Konstanz, selbst Dichter und Sänger, gehörte. Ihm stand auch nahe Johannes Hadlaub, der in einem Lieberzyklus der Handschrift auf Rüdigers Bedeutung für die Sammlung der alten Minnepoesien rühmend hinweist.

Alles spricht dafür, daß kein anderer als Rüdiger Maness, von seinen kunstliebenden Freunden und seinem Sohn Johannes tatkräftig unterstützt, das Heidelberger, einst Züricher Liederbuch, geschaffen hat.

Die Wahrscheinlichkeitsgründe für diese „Manesse-Hypothese“ können hier im einzelnen nicht angeführt werden; jedenfalls trifft aber Sillis zeitliche Bestimmung das Richtige: „die ursprüngliche Sammlung, der Grundstock, mag um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts abgeschlossen, seine Bilder mögen noch einige Jahre später gefertigt worden sein, während die späteren Ergänzungen, die Nachträge, etwa der Zeit von 1315—1340 angehören dürften“. Vollständigkeit der Sammlung war von Rüdiger II. angestrebt, doch kam ein gewisser Abschluß wohl erst unter seinem Sohn Rüdiger IV. und seinen Nachfahren zustande.

Welche Schicksale dann die Handschrift hatte, bis sie nach zweieinhalb Jahrhunderten in der Heidelberger Stiftskirche zum Helbiggeist aufstach, entzieht sich völlig unserer Kenntnis. Ulrich Fugger, früher päpstlicher Kammerer, war wegen seines Abfalls zur Reformation von seiner Familie geächtet und fand Aufnahme bei Friedrich III. von der Pfalz. Seine kostbare Bücherei wurde 1571 in der Helbiggeistkirche aufgestellt und ging 1584 in die Bibliotheca Palatina über — im Verzeichnis ihres Bestands wird die Liederhandschrift angeführt, die aber nicht mit der Masse der Fuggerischen Sammlung in die Palatina, sondern in den persönlichen Buchbesitz des Kurfürsten überging.

Er, Friedrich III., wie seine Nachfolger, war vom hohen Wert dieses literarischen und künstlerischen Kleinods voll überzeugt; von Friedrich IV. erfahren wir durch J. J. Bodmer, daß er es „unter seinem Schlüssel verwahrte“. Aber obwohl die Handschrift „in der geheimen Bibliothek des Kurfürsten wie im Gefängnis lag“, gelang es doch, sie zeitweise zu befreien. Johann Philipp v. Hohenhausen, der dem Heidelberger Hof nahestand, erhielt sie 1593 nach Forstck bei Feldkirch ausgeliehen, vor allem wohl, weil zwei seiner Vorfahren mit Liedern in ihr vertreten sind. Drei Jahre später wurde der Entleiher ermordet, und erst Ende 1607 konnte der Kurfürst wieder zu seinem Eigentum kommen. In diesen Jahren der Entfremdung war das Manessische Liederbuch nicht immer in Forstck geblieben. Es wanderte nach St. Gallen, nach Zürich, und der Plan von Barthol. Schobinger und Melchior Goldast, sämtliche Lieder der Handschrift herauszugeben, scheiterte nur an der finanziellen Frage. Aber Goldast hat als erster mit dem Druck von Strophen Walthers v. d. Vogelweide (1601) und anderer (1604) öffentlich auf den Wert des Kodex hingewiesen. Schobinger selbst rühmte ihn als „ein merckliche, alte Teutsche Antiquität, welches gleichen im Teutschen Landt nicht bald oder woll gar nicht gefunden wirdt“.

Es war höchste Zeit, daß Friedrich IV. sein „altes teutsches Meinenbuch“ durch einen Kurier von der Witwe des Entleihers heimholen ließ — die Schweizer hätten es gern für sich gewonnen, ja Schobinger suchte sogar mit der Angabe, es wäre verbrannt, in seinen Besitz zu gelangen!

Aber auch in Heidelberg begannen bald unruhige Zeiten für die Handschrift. Ihre Schicksale nach der Einnahme der Stadt am 16. Sept. 1622 sind ganz ungeklärt. Ob sie mit so vielen anderen Werken ihres Einbandes beraubt und nach Rom oder München gebracht, ob sie schon beizeiten in der Festung Sedan bei Marschall Henri de Latour, dann im holländischen Schloß Rheinen Unterfunkt fand und später von der mittellosen Gemahlin des Winterkönigs verkauft wurde, all das sind nur Vermutungen. Jedenfalls begegnet sie am 4. Juli 1657 als Eigentum des französischen Königs, an den sie mit anderen Manuskripten aus dem Besitz der Brüder Dupuy überging. Nach R. Sillib's ansprechender Kombination hat sie die schwer verschuldete Gattin Friedrich's V. im Augenblick höchster Not, eben i. J. 1657, an den Bibliothekar des Königs von Frankreich, Jacques Dupuy, veräußert . . .

So lag die Manessische Liederhandschrift nur 24 Jahre in Heidelberg (1584—93, 1607—22) und gehörte nicht mehr als 73 Jahre den Pfälzischen Kurfürsten (1584—1657), wenn man mit R. Sillib das Jahr 1657 als spätesten Termin ihrer Entfremdung annimmt.

Trifft nun die Abgabe des Liederbuchs auf dem Weg der erwähnten Veräußerung zu, so bestand tatsächlich weder nach Schluß der Freiheitskriege, noch des Kriegs von 1870/71 ein Rechtsgrund, es mit anderen „erbeuteten und geraubten Gegenständen aus französischen Museen und Bibliotheken“ zurückzufordern. In beiden Fällen wurde die Frage aufgeworfen und erwogen; doch ließ man sie wieder fallen, da ausreichende Rechtstitel fehlten. Auch die wichtigsten Akten über diese interessanten Vorgänge hat R. Sillib zusammengestellt und mit erläuterndem Text verbunden.

Der Wunsch der deutschen wissenschaftlichen Welt, dieses ganz aus deutschem Wesen erwachsene Werk wieder für Deutschland zu gewinnen, ist verständlich, auch wenn die französischen Besitzer dem Verlangen, die Handschrift zu benutzen, keine Schwierigkeiten in den Weg legten. Es fügte sich glücklich, daß der Heidelberger R. J. Trübner, Buchhändler in Strassburg, eine große Anzahl von Handschriften in London erworben hatte, die aus französischen Bibliotheken gestohlen waren. An ihrem Wiedergewinn lag Frankreich viel, und so gelang es Trübner, 23 Stücke dieser Sammlung gegen die Manessische Handschrift einzutauschen. Der denkwürdige Vertrag wurde am 7. Februar 1888 abgeschlossen und trat am 23. Februar in Kraft.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Deutsche Reich die Mittel zum Ankauf des „nationalen Kleinods“ bewilligte, und nach einem Versprechen, das Kaiser Wilhelm I. dem Großherzog von Baden gegeben hatte, wurde die Manessische Liederhandschrift am 10. April 1888 der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg zugestellt, der „Nachfolgerin der alten Bibliotheca Palatina“.

Kamen die Lieder der deutschen Minnesänger auch nicht an den Ort zurück, wo man sie einst mit Eifer gesammelt hatte, so sind sie doch der Stätte gerettet, wohl für immer, die sich durch Ulrich Fuggers Vermächtnis ein unbestreitbares Anrecht auf ihren Besitz erworben hatte und die sie nur durch äußerste Ungunst der Zeiten und Verhältnisse wieder preisgab. Und so, schließt R. Sillib seine gehaltvolle Einführung, war die „Königliche Handschrift“ trotz allen Irrsals vom gütigen Geschick geleitet: entging sie doch so dem sicheren Untergang, als die Franzosen 1693 Heidelberg und sein Schloß in Schutt und Asche legten! „Die guten Geister der Handschrift, die schon Gottfried Keller gepriesen, hatten sich mit ihr so lange geflüchtet, bis die Zeiten ihrer Irrfahrt erfüllt waren“.

F. Schweikert / Zwei Briefe Vinzenz Lachners

Mein Aufsatz über Vinzenz Lachner in Nr. 27 der „Pyramide“ hat mir ein wertvolles Geschenk gebracht. Von der Tochter des längst gestorbenen badischen Staatsrats N. in Karlsruhe erhielt ich ein von ihr gezeichnetes Bildnis Lachners und zwei von ihm an ihren Vater gerichtete Briefe. Die kleine Porträtplatte zeigt den scharf empfundenen Charakterkopf Lachners, wie er bei einem Hauskonzert geschaut worden ist. In den Briefen leuchtet zuweilen der Humor des Mannheimer Hofkapellmeisters mit der ehernen

denen einige Ruf und Namen, ja sogar musikgeschichtliche Bedeutung erlangten, so fügte es sich, daß Vinzenz Lachner mit Badens Musikleben eng verknüpft wurde. Während zwei Generationen hat er als Dirigent, Komponist und Lehrer unmittelbar und mittelbar auf das badische Musikleben eingewirkt. Vielen badischen Musikern ist er in ihren Lernjahren Führer gewesen. Von ihnen sei nur einer, der bedeutendste: Friedrich Klose erwähnt. Da mir des Interesses wert erscheint, was geeignet ist, eine heimatlische Künstlerpersönlichkeit von so individueller Prägung, wie sie in Lachner sich verkörperte, zu belichten, glaubte ich, die in meine Hände gekommenen Andenken weiteren Kreisen nicht vorenthalten zu sollen.

Die Briefe lauten:

Mannheim, den 11. Juli 1852.

Gehrter Freund!

Im Interesse eines Freundes, der Dir nicht unbekannt, habe ich die Zusage gemacht, in Carlsruhe Erkundigungen über die Stillschaltung eines Gerüchtes einzuziehen, das hier schon längere Zeit im Gange ist. Dieses Gerücht läßt Kapellmeister Strauß bei einer angeblich bevorstehenden Reorganisation des Carlsruher Theaters pensioniert werden. Es ist sehr möglich, daß Dir nichts davon bekannt oder daß die ganze Sache ein leeres Gerücht ist. Nur im entgegengesetzten Falle bitte ich Dich, mir mit einigen Worten mitzuteilen, was Du davon weißt oder auf diskretem Wege erfahren kannst. Es ist, ich wiederhole es, im Interesse eines Freundes, der auch Dir nicht gleichgültig ist, und die Stelle, wenn ihre Erledigung sicher, zu erhalten wünscht.

Bis kommenden Dienstag (Abend) werde ich bei der Familie F. in Ostende sein, wohin ich morgen abreise, um mich ebenfalls einzulassen zu lassen.

Dein ergebenster

V. Lachner,

Mannheim, den 3. September 1858.

Verehrter Freund!

Ich denke, es kann mir nicht als Zudringlichkeit oder Ungebuld in Anrechnung gebracht werden, wenn ich das Schicksal meiner an S. A. S. den Großherzog mündlich und schriftlich gerichteten Bitte erfahren möchte. Ich weiß zwar den Datum jenes Tages nicht mehr, an welchem ich unter Wangen und Herzklopfen ungefähr eine Stunde lang im Vorzimmer des Audienzsaales mein lang studiertes Pensum recapitulirte, aber ich erinnere mich, daß in der Hauptstadt viel Schnee auf den Straßen war. Ich möchte zur etwaigen Weiterbetreibung meiner Angelegenheit nicht wieder in den Wintersturm von Carlsruhe gerathen, meiner letzten Schube wegen, womit ich damals zum ersten- und bis heute zum letztenmale meine Führe gefoltert habe. Seit jenem Tage habe ich anfangs von Woche zu Woche, später aber nach monatlichen Terminen das Resultat meiner wohlstudirten Rede und der wirklich



Stirn und dem sonnigen Herzen auf, ein Humor, den so mancher schalkhafte Zug in seinen Gefängen widerspiegelt, den der Altmeister trotz aller Schicksalsschläge — er verlor seine Gattin und alle seine Kinder — nie verließ und der selbst in ernstesten Situationen zum Durchbruch kam. Als wenige Wochen vor seinem Tode der Zweilundachtzigjährige in einem Hause, wo er als Gast weilte, die richtige Tür verfehlte und die Kellertreppe hinunterfiel, war sein erstes Wort, nachdem er sich etwas vom Sturze erholt hatte: „Jetzt hab' ich aber gemeint, es ist aus mit dem Vinzenz.“

Wenn auch nicht badischer Erde entsprossen, sondern einem bayerischen Lehrerverse am Stamme, aus dessen Geist und Schulumgebung sämtliche der zahlreichen Kinder zu Musikern erwachsen, von

huldvollen, gnädigen Aufnahme meiner Bitte von Seite des Großherzogs abgewartet; aber ich habe weder etwas gelehrt noch gehört und allmählig steigt in mir die Befürchtung auf, meine Sache sei in den Papierkorb gefallen, aus dem es keinen Auferstehungstag gibt. In dieser Noth muß ich Deine Güte und Geduld noch einmal zu Hilfe rufen und bitte Dich, zu veranlassen, daß ich in Bälde einen Bescheid erhalte. Wüßte ich in Karlsruhe irgend Jemand, an den ich mich dieserhalb wenden könnte, so würde ich gewiß nicht schon wieder als Plaggeist vor Dir erscheinen. Ich hoffe aber, es soll das letztemal sein.

Einen Teil meines Urlaubs, aus dem ich vor 14 Tagen zurückgekommen, habe ich in Tegernsee zugebracht, wo ich den König von Preußen mehrmals sah. Sein Aussehen ließ mich nichts von Krankheit wahrnehmen, aber man behauptet dort, daß er in den letzten Tagen, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, sehr wenig und langsam spreche und daß dieser Zustand plötzlich eingetreten sei. Mich hat im Gegentheil der Aufenthalt in Tegernsee lebendig und munter gemacht; ich habe mich aber auch nicht in ein klösterliches Schloß eingesperrt, sondern auf den Bergen herumgetummelt, und da muß einem das Herz aufgehen und die Zunge frei werden,

Ich schließe mit dem Wunsch, daß es einem Kapellmeister gelingen möchte, einem Staats- und Geheimrat auch einen Gefallen zu erweisen, ich würde mich dann umso lieber nennen Deinen dankbaren und

ergebensten

B. Lachner.

Anmerkungen: Man geht kaum fehl, in dem Freund, für den Lachner so lebhaft eintritt, seine eigene Person zu erblicken. Auch in der Audienz beim Großherzog, der Lachner mit so launigen Glossen gedenkt, bezweckte er wohl nichts anderes, als sich für die Kapellmeisterstelle in Karlsruhe in Empfehlung zu bringen.

Josef Strauß (Großvater des badischen Dichters Emil Strauß) behauptete seinen Platz auf dem Karlsruher Kapellmeisterstuhl bis 1864. Als er ihn nach 33jährigem, tatenreichen Dienst am Karlsruher Musikleben verließ, nahmen Hermann Levi und Wilhelm Kalliwoda von ihm Besitz. (Näheres in meiner Studie: „Zur Geschichte des Karlsruher Hoforchesters und seiner Leiter“ im Karlsruher Tagblatt vom 8., 10. und 11. Februar 1912.)

Der König von Preußen, von dem die Rede ist, war Friedrich Wilhelm IV.

Wilhelm Rentner / Herbststurm

Herbststurm mit den Panterpranken stürzt sich auf den letzten Raub; wie ein Schwarm geschwächter Vögel flattert hoch das welke Laub.

Du doch, Herz, dem viel verdorrte in des Sommers trägem Lauf: welches Sehnen, totes Hoffen, wühl es nicht noch einmal auf!

Magda Fuhrmann / Monrepos / Ein Baltenschicksal

Monrepos, ein Damenstift in einem weltverlorenen Nest — sagen wir der nordöstlichen Randstaaten — trug seinen Namen zu Unrecht, man konnte keinen ruhloseren Ort ausfindig machen, als das Stilt noch deutschbaltischer Besitz war, bildete es eine Stätte hochgestufter Wohlfahrt. Nun schlangen fremde Hände das Szepter über dem baltischen Damendubend, das hier Zuflucht gefunden, nachdem es während des Bolschewikenterrors Rang und Vermögen verloren hatte. Dem Gesicht der Oberin sah man auf den ersten Blick die nicht deutsche Abstammung an. Fräul. Tappit besaß ungeweckte, doch wachsame Augen, in deren ein naives, fast trunkenes Selbstbewußtsein lag. Denn es ist ein triumphaler Genuß sich sagen zu dürfen, daß sie die Tochter eines, von den deutschen Baltten früher knapp geduldeten Volkes jetzt Alleinherrin über Monrepos geworden war. Von ihr ging jenes Laute und Grelle aus, das den Namen „Monrepos“ Lügen strafte. Ihre undisciplinierte Stimme schallte durch alle Räume. Mit griffigen Händen tischte sie, bei geschäftsmäßigem Winkeln, den zwölf Damen jeden Tag die schwarze Suppe der Spartaner auf, — dies in jedem Sinn genommen. Die verweichlichten Edelbarnen sollten körperlich, wie seelisch abgehärtet werden in Monrepos. Daß Abhärtung hier gleichbedeutend mit Abtötung war, verstand der weibliche Generalissimus nicht. Ein und wieder wagte die Eine oder Andere der beslagenwertigen Monreposdamen es, sich gegen die frevelhaft dürftigen Mahlzeiten und feuchten Stübchen anzulehnen. Besonders taten dies die jüngeren, die noch nicht alle Energie eingebüßt, bis auch sie einsahen, daß sie jenen Nest von Kraft nicht zur Verbesserung ihrer Lage verwenden sollten, sondern zu resignierter Duldung des Bestehenden. Energie mußte mit Energie vertrieben werden. Das verunkaltete Leben dieser armen Nationalierten war ein dauerndes Begrabenwerden. Jedenfalls Begräbnis vierter Klasse. Da die Oberin in den Seelenleiden der ihr anvertrauten Damen deren ärgster Makel sah, richtete sich ihr Mißmut hauptsächlich gegen dieselbe, die das böseste Schicksal gehabt hatte, gegen die Baronin Wohlen. Der Gatte dieser älteren, sehr herzranken Dame war von den Bolschewiken getötet worden, ihrem einzigen Kinde, einem zwölfjährigen Knaben hatte man die Augen geblendet, weit offene, ergriffene Strahlenaugen, — nach wenigen Wochen starb das blinde, entkräftete Kind. — Hab und Gut wurde von den Terroristen in Beschlag genommen. Ab und zu schmeichelte es der Oberin, wenn Andere in's Unalück gerieten, sie fühlte sich dadurch als eine Bevorzugte des Lebens, für gewöhnlich zürnte sie aber den vom Schicksal Anstößerten, besonders wenn sie stumm litten. Der keine Stolz, mit dem die Baronin ihre Tragödie trug, reizte Fräul. Tappit auf, dieser innere Adel, den sie wohl oder übel aus jeder Gebärde der schwer Geprüften spüren mußte. Das sonnenlose Zimmer der Baronin war der Sammelplatz für alle Leidensgefährtinnen. Nach der Mahlzeit, die von der Oberin aus Grökenswahn „Mittagessen“ genannt wurde, machten die Damen es sich bei der Baronin bequem, sofern unempfindliche, aboessliche Strohmädel Bequemlichkeit bieten konnten. Die in 12 Stücke zerteilte Schokoladentafel, mit der die Oberin mühevolleres Räucherfließen der Baronin bezahlte, wurde von den ältlichen, blutleeren, durch arimmen Hunger geplagten Frauen freudig begrüßt. Mehr oder

weniger waren sie alle in schäbige Trauer gekleidet zu Ehren naher Verwandter, die der Revolution zum Opfer gefallen, doch keine unter ihnen hatte einen blühenden Knaben besessen, dem man die Augen blendete, weitoffene, ergriffene Strahlenaugen. In den Gassen des, jetzt der fremden Nation gehörenden Provinzstädtchens, wo puppig geschminkte Frauen ihren Stammesgenossen in ungefeilter Kofetterie zulächelten, erweckten die melancholischen, schwarzen Monreposdamen Hohn. Man war hier nicht für Sentiments, bloß für aufgetackelte Moden. Es gab hier keine Frauen, nur Frauenzimmer, nicht Männer, nur Mannsbilder. Allen Gesichtern konnte man eine spezifische Nichtinteressiertheit an der erledigten, deutschbaltischen Rasse ablesen.

Die Baronin, der Fürsorge um ihre Liebsten beraubt, durch den Tod um Gatten und Mutterliebe betrogen, im tiefsten Lebensgedanken gebrochen, fand dennoch die Seelenstärke, Anderen zu dienen. Im Winter, wenn die Grippenepidemien tödlich auftraten, wanderte sie von einem Krankenbett zum anderen. Gelang es ihr Trost, oder bloß den Keim zu einem geringen Trost, zu spenden, dann war sie von bewegter Dankbarkeit, konnte doch aus diesem kleinen, mit wunden Händen gesäten Keim etwas Größeres erwachsen. Nie war die Oberin lauter und unwirscher als während der Monrepos'schen Grippenzeiten. Wenn Eines schon nicht gesund bleiben sollte, dann war ein ehrlicher Todesfall ihr lieber als dieses wochenlange, hinterhältige Kränkeln, das so viel Kosten und Mühe verursachte. Der eigenen Arbeit unbedacht, stellte sie dies ohne allen Jünismus fest. Die Mitten der Baronin, den Anstaltsarzt zu holen, einen Leiter von Fräulein Tappit, — hatte er nicht eine maßbröse Kamillienähnlichkeit mit den Bühnerauen-Doktores auf Neklamebildern? — blieben unbewilligt. Man wartete damit, bis es um den Totenschein oing.

So sehr die Baronin nachts den Schlaf ersehnte, um verblühen zu dürfen, so selten wurde sie dieser Gnade teilhaftig. Durch einen Spalt des Fenstervorhanges sah sie den Morgen emporkriechen. In diesem Spalt lag ihr Tag eingeschlossen, luftlos und voll Ohnmacht. Bei Morgenrauen zeichnete das Fensterkreuz sich schwach umrissen ab. Mit wachsender Hesse wurde es von fast symbolischer Deutlichkeit. Neben Tag von Neuem das Kreuz auf sich nehmen. — Sie bemühte sich an andere Mächte zu denken, an anderes Erwachen. Da war der Morgen ihrer Finsternis auf dem Lande. Vor frommen Schauern hatte sie nicht schlafen können. Wasel zwitscherten vor dem Fenster, die Parfums schimmerte arkin von innen Wirkenmelan, wie Gnaelhor stand es im heiligen Raum, wie Kinderlied. Dazwischen tönte die ernste Stimme des Pfarrers, der mahnend zu den Konfirmanden sprach: „Ihr seht teurer erkauft worden.“ — Nein, sie durfte nie ein Mensch dritten Grades werden.

Ihr Hochzeitsmorgen. Aus leidenschaftlicher Liebe hatte sie ihren Gatten nicht geheiratet, aber was für ein untadelhafter Beschützer war er gewesen, wenn er in's Zimmer trat, brachte er die deutliche Abwehr alles Unruhvolles und Dunklen mit, in diesem sakralen Kamillentum glüht das Glück ihr milde auf. Als die Bolschewiken ihn erschötet, war sie nicht mit ihm gestorben, obwohl sie ihm ewig verbunden blieb. Mit dem Kinde aber war sie gestorben, durch sein Ende hatte sie den eigenen Tod herbeigeführt.

Bewußtsein erlitten. Ach, der unsägliche holde Morgen, da das heiß erlebte Kind nach siebenjähriger Ehe das Licht der Welt erblickte! Wahrhaftig, als es heranwuchs, schien das Licht der ganzen Welt in diesen, von mystischer Übersöhne strahlenden Augen gesammelt zu sein. Wer die Augen zum ersten Mal sah, konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken. Wenn fremde Menschen daran dachten, daß diese Augen geblendet wurden, spürten sie ein dumpfes Nageln an den Wurzeln ihrer Herzen. Und das waren nur Fremde . . .

Monrepos stand in einem Garten, der während der einen Hälfte des Jahres in Schnee versank, da der Hausknecht mit dem Pferdebediensteten ihn nicht kehren mochte. Aber auch während der anderen Jahreshälfte erwies er sich als unbenutzbar. Alles verwachsen, muffig, ungepflegt. Gartenleben in der Stadt kann so reizvoll sein, ein Stück farbiger, samt'ner Sommerwelt versängt sich selbst in's bescheidenste Gärchen. Monrepos machte dies unmöglich, schon allein um des durchdringlichen Mißdusses willen, der, vom Schweinefall kommend, sich in die ganze Umgebung etwöhnte. Der Schweinefall war übrigens das Einzige in Monrepos, das keine Verfallszeichen aufwies. Ein Modearchitekt hatte ihn nach allen Regeln des Fortschritts erbaut und den Schweinen damit eine menschenwürdige Unterkunft geboten. Das Mutterschwein, Fräulein Tappits Stolz, wohnte dort wie eine regierende Herzogin. Der Luxus machte sich bezahlt, denn die jungen Ferkel, denen das Mutterschwein mit gutem Merkwillen in vorchriftsmäßigen Abständen das Leben schenkte, dienten außerordentlich brillanten Geschäften.

Im Sommer dieses Jahres wünschte die Herrin von Monrepos ihren 50. Geburtstag feierlich zu begehen. Mehrere Wochen gehörten den Vorbereitungen, Monrepos war unruhiger denn je, Schritte eilten über die Gänge, Türen wurden geschleudert, Rufe erklangen, das Zimmermädchen verfertigte bunte Lampions für eine „Italienische Nacht“, der Hausknecht türmte Reisig auf zu einem Ehrenfeuer im Garten, die Damen legten für eine Geburtstagsstorte zusammen, Baumkuchenteig und die Aufschrift in rosa Zuckerguß: „Unserer verehrten Oberin vom dankbaren „Monrepos“. Die ungewollte Ironie der Widmung würde Fräulein Tappit heftig nicht beschämen. Mitten in jene Feitvorbereitungen hinein, erkrankte das Mutterschwein, es verweigerte die Nahrungsaufnahme und in seinen verhängten Kenglein lag kumpfes Mähen. Fräulein Tappit spürte die Angst in allen Gliedern. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß das Mutterschwein, das doch immer Figur gemacht hatte, zusehends dahinsiechte. Was tun, was beginnen? Dieses Rasseexemplar in seiner ganzen Unvergleichbarkeit, es mußte um jeden Preis gerettet werden. Der Tierarzt wurde geholt. Fräulein Tappit zog es doch vor, sich für eine so hohe Kranke an einen deutschen Veterinär zu wenden, wenn man vor dem Miß stand, ging man mit einem deutschen Mediziner doch sicherer, als mit den eigenen Landsleuten. Bis ins Kleinste befolgte sie seine Vorschriften. Sie gehörte zu jenen Deuten, die ihren Lieblingshund mit Aufopferung pflegen und ihre Mutter ruhig sterben lassen. Das Schwein erlebte ihr ein Schoßhündchen. Abgesehen vom Reiz des Zweimäßigen, den das Schwein für sie besaß, war tatsächlich etwas wie der Schmelz eines echten Gefühls in ihrer Beziehung zum lieben Tier. Um das Schicksal für eine baldige Genesung günstig zu stimmen, verabreichte sie den Damen löffelweis kleine, täppische Teufelstücken, die den Glückverhoffenen ein wehmütiges Lächeln abgewannen, denn diese plöthliche, darbietende Freundlichkeit war allzu leicht durchschaubar.

So kam der große Tag heran. Nebst vielen Angehörigen prangte die Festkörbe auf dem Gabentisch. Das schöne Geschenk konnte freilich nicht mit aufgebaut werden: die Genesung des Mutterschweines. Ein kostbares Leben — Fräulein Tappit sagte im Eifer Menschenleben — war gerettet worden! Alle Damen trugen ihre bessere Mähen, auch die Baronin hatte ein verklärtes, grauweißes Kleid über den erschöpften Körper gestreift. Sie litt weder an Herzbeschwerden, vielleicht war es der atmosphärische Druck des schwülen Fultages. Die Schwindelanfälle ließen sich kaum verheimlichen oder merkte wirklich niemand etwas? Es war, wie wenn der Boden ihr unter den Füßen abgearaben wurde. Bei alledem freute sie sich im Interesse ihrer Mitbewohnerinnen des ungewohnt reichlichen Morgenfrühstücks. Wie sie den schönen, starken Kaffee genoßen, die armen Ungeliebten! Ach muß die große Tischdecke der Oberin flühen, das sie aufmerksam und besorgt, damit die Damen halb wieder zu einer kleinen Gaumenfreude kommen. Jede Einzelne unter ihnen war doch eine Natur

von unerschütterlicher Anständigkeit, warum sollten sie so viel Elend erdulden? Es schien sinnlos, ohne logischen Zusammenhang, D. sich verlieren dürfen fern von Monrepos, den Damen zurückgeben können, was ihnen zumut an Anspruch auf Leben, Raum und Licht. In kurzen Stößen atmend schloß sie die Augen, Zuflucht nehmend zu einem Halbschlummer, der eher etwas Beläufiges als Erquickendes hatte. Da das Schwein genesen war, brauchte die Oberin dem lieben Herrgott nicht mehr zu flätieren und ließ die lang zurückgestaute Rauheit wieder über Monrepos fluten. Selbst die Weihe eines Festtages wie des heutigen befähigte sie nicht. Sie bereute, die Monreposdamen neben den eingeladenen Gästen zum Abendbrot gebeten zu haben und wollte sich dafür rächen, indem sie ihnen bloß einmal servieren ließ, auch würden sie nicht von den mit Butter, sondern von den mit Margarine bestrichenen Brötchen bekommen, hatten sie sich doch schon beim Morgenfrühstück gütlich getan. Stirnrunzelnd ordnete sie an einem riesenhaften Geburtstagsstrauch, in dessen harter Symmetrie etwas seltsam Unliebliches lag. Dann begab sie sich in den Garten, wo die Lampions hingen und wo Ansehen an verstaubtem Wurzelwerk entlang krochen. Spätden Schrittes rüstete sie für einen Gang in die Stadt, um zu heute Abend Einkäufe zu machen.

Als sie nach zwei Stunden heimkehrte, sah sie den Tierarzt aus der Haustür treten. Die Herrin von Monrepos versteinte, Obwohl sie den Veterinär mit vorgestreckten Händen abwehrte, eilte er auf sie zu. „Es tut mir leid Fräulein Tappit“, sagte er, „man kann mich indessen für diesen Todesfall nicht verantwortlich machen.“ — „Wen sonst?“ kreischte die Oberin in Schmerz und Wut, „und Ihre Bestätigung, daß das Schwein genesen sei? und das heutige Fest? Ich begreife noch gar nichts, es darf nicht wahr sein, ich will es nicht, habe da auch ein Wörtchen mizureden, es ist doch mein Schwein, mein, mein, meines.“ Obgleich sie der Kunde des Tierarztes keinen Glauben schenken mochte, schluchzte sie unbeherrschet, ihre Brust war erfüllt wie von Gift und Brand, die Augen blühten stier, Schweiß brach aus. „Mein armes, liebes, liebste Mutterschwein.“

In den Zügen des Tierarztes malte sich Abneigung. „Dieses Mal handelt es sich nicht um Ihr Schwein“, sagte er kalt, „sondern um die Baronin Vohsen, die an einem Herzschlag starb. Alle Damen hatten sich zu einem Nachmittagsfrühstück hingelegt, das Hausmädchen geriet zufällig ins Zimmer der sterbenden Baronin. Als sie mich holte, plegelte sie mir vor, daß das Schwein auf Neue erkrankt sei. Sie wandte sich aus praktischen Gründen an mich, um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Sollte überhaupt ein Doktor ins Haus kommen, so mußte es unbedingt der Tierarzt sein, da er dann wenigstens noch einmal nach dem Schwein sehen konnte.“

Fräulein Tappit hatte den Mund weit aufgerissen. Was? Nicht das Schwein, bloß die Baronin? Vor Überraschung wurde ihr Gesicht mohorot. Es kostete sie namenlose Mühe, ihre unaussprechliche Erleichterung zu verbergen. Sie durfte es weder den anderen, noch sich selbst eingestehen, aber sie hielt diese Lösung für eine verdammt gute.

„Und jetzt schiden Sie wohl nach dem Anstaltsarzt“, sagte der Veterinär verächtlich, „von einem Tierarzt kann selbst der Totenschein einer deutschen Baronin nicht ausgehelt werden.“ Er ging mit kurzem Gruß.

Fräulein Tappit senkte den Kopf. Vielleicht hätte sie ihren Vetter, den Anstaltsarzt einmal für die Baronin bemühen müssen. Doch in der Sorge um das Schwein, war es verzeihlich gewesen, daß sie es nicht getan, nur zu verzeihlich. Man würde die Leiche sofort in die nahe Friedhofskapelle schaffen. Mit den Damen wollte sie sich auseinandersetzen, sie durften das Fest mit ihrem Klagen und Trauern nicht hören. Denn Fräulein Tappit dachte nicht daran, die Feier aufzuschieben. Bloß kein Aufsehen machen von diesem Sterbefall. Ihre eigene Geburtstagsfeierlichkeit flüchtete zu ihr zurück: das Mutterschwein lebte, um noch viele Jahre den Ventel mit Geld und das Herz mit Freude an füllen. Die Situation war gerettet!

Beim Betreten des Ganges setzte sie eine leidtragende Miene auf. Im Vorbeigehen erariß sie den unlieblichen Geburtstagsstrauch, es machte sicher Effekt, wenn sie ihn der Toten brachte, sie wußte, was sich gehörte. Nichts reate sich in ihrem Innern, als sie vor der Leiche stand. Sie war eben völlig unsentimental. Die Herrin von Monrepos. Praktisch, problemlos, von grandioser Gelassenheit.

Ohne Schmerz und ohne Gnade.

Heinrich Bierordt / Waldpoesie am Blauen

Ein morscher, ausgehöhlter Stamm im Wald
liegt wie ein Einbaum, moosgrün, urweltalt.
Ein Silberstrahl sprüht aus dem Fessenspalt,
Kristallinen Sepläuslers, eifigalt.

Bergwaldstill ist's . . . fernab der Welt Gekling . . .
Gedämpft nur tönt hellstimmendes Gesing . . .
Verträumt schwebt ob verworr'nem Buschgeschling,
Lautlosen Flügelstillsatz, ein Schmetterling . . .

Der Brunnenrog, ein win'ger Weiser, ruht
Geheimnisstüher in Sommermorgenglut,
Ein Märchenstrauch von rotem Fingerhut
Unspießt leis die himmelklare Flut.